Wie viel Wettbewerb braucht die Spitex?

Ambulante Pflege und Betreuung werden in der alternden Gesellschaft immer wichtiger. Da sind sie sich einig: Marianne Pfister, Zentralsekretärin des Spitex Verbands Schweiz, und Markus Reck, Buchautor und Direktor des grössten privaten Spitex-Anbieters in der Schweiz. Die Frage nach der Marktgestaltung schätzen sie jedoch unterschiedlich ein.

Spitex Magazin: **Frau Pfister, was hat die Non-Profit-Spitex gegen Profit?**

Marianne Pfister: Grundsätzlich nichts. Für uns stellt sich aber die Frage, wo ein Profit investiert wird. Bei uns müssen Gewinne in die Organisation reinvestiert werden, die privaten Anbieter dürfen Gewinne ausschütten.

Herr Reck, kennen Sie einen privaten Spitex-Anbieter, der unrentable Kurzeinsätze leistet?

Markus Reck: Ja. In den Städten gibt es Private, die auch Kurzeinsätze leisten, zum Beispiel Medikamente richten. Denn dort machen wir zum Teil ebenfalls kleine Touren. Wenn es aber nur um einen einzelnen Einsatz zum Richten

von Medikamenten geht, rechnet sich das für uns nicht. Die Tarife sind viel zu tief.

Die Non-Profit-Spitex macht solche Einsätze trotzdem, selbst wenn der Anfahrtsweg lang ist.

Reck: Die öffentliche Spitex wird für ihren Zusatzaufwand vom Staat abgegolten. Dass es dafür eine Finanzierung braucht, stellen wir nicht infrage.

Pfister: Von der Finanzierung her ist es nachvollziehbar, dass die Privaten kaum unrentable Kurzeinsätze leisten. Bei uns entsteht aber schon der Eindruck, es gehe ums Rosinenpicken. Kurzeinsätze leisten Sie nur in den Städten, wo man zu Fuss, mit dem Velo oder dem Flyer rasch am Ziel ist. Dort, wo es Wegzeiten gibt, bleiben die Einsätze bei uns.

Bilder: Guy Perrenoud

Reck: Richtig. Wenn ich kein Zusatzentgelt für die unrentablen Aufträge erhalte, nehme ich sie nicht an. Das hat nichts mit Rosinenpicken zu tun. Das ist betriebswirtschaftliche Normalität.

Die Privaten möchten mit der Non-Profit-Spitex gleichziehen. Das würde bedeuten, auch eine flächendeckende Versorgungspflicht zu erfüllen, nicht wahr?

Reck: Falls eine Gemeinde einen Leistungsvertrag mit einem privaten Spitex-Anbieter abschliesst und der Private die gleichen Aufgaben hat wie die öffentliche Spitex, entstehen ihm die gleichen Mehrkosten. Wir kochen alle nur mit Wasser. Die Mehrkosten sind durch die öffentliche Hand abzugelten. Wir sollten jedoch von der Pauschalsubventionierung wegkommen und eine transparente, zukunftstaugliche Finanzierung für alle schaffen.

Wie sähe diese aus?

Reck: Der gemeinwirtschaftliche Teil, der subventioniert wird, ist möglichst klein zu halten und sollte nur Leistungen umfassen, für die kein Marktpreis gefunden werden kann. Alle anderen Leistungen sollten ihren Preis haben und im Normalfall über den Tarif und den öffentlichen Teil der Pflegefinanzierung – die Restfinanzierung – beglichen werden können. So wäre die Finanzierung für alle Anbieter gleich und wir hätten gleich lange Spiesse.

Pfister: Wir denken im Gesundheitswesen zu Recht über neue Finanzierungsmodelle nach. Ich bezweifle aber, dass sich Kosten senken lassen, wenn die Versorgungspflicht für den Wettbewerb freigegeben wird. Öffentliche und private Spitex-Anbieter müssten jederzeit bereit sein, rasch Einsätze zu leisten. Das wirkt sich auf die Kosten

Die Gesprächsteilnehmer

Marianne Pfister ist Zentralsekretärin des Spitex Verbands Schweiz, des Dachverbands der Non-Profit-Spitex-Organisationen. Die ausgebildete Pflegefachfrau Psychiatrie schloss ein Jus-Studium an der Universität Bern ab und erwarb in einem Nachdiplomstudium den Master of Health Administration.

Markus Reck ist Direktor der privaten «Spitex für Stadt und Land AG» (vormals «Hausbetreuungsdienst für Stadt und Land AG») in Bern. Er sitzt im Vorstand des Privatspitexverbands ASPS. Der Betriebsökonom HWV absolvierte einen MAS in Managed Health Care. In seinem neuen Sachbuch «Spitex – zwischen Staat und Markt» beleuchtet er umfassend die Situation der ambulanten Pflege und Betreuung in der Schweiz.
Markus Reck: Spitex – zwischen Staat und Markt, Hogrefe-Verlag Bern 2015. 256 Seiten. CHF 39.90

«Wir sollten von der Pauschalsubventionierung wegkommen.»
Markus Reck

aus, weil genügend und gut ausgebildetes Personal vor Ort vorhanden sein muss. Bringt das wirklich Mehrwert für den Kunden oder wird es einfach nur teurer für den Steuerzahler?

Frau Pfister, was macht Ihre Konkurrenz, die private Spitex, gut?
Pfister: Das Bedürfnisorientierte, das über Grund- und Behandlungspflege hinausgeht, holen die Privaten meiner Meinung nach gut ab. Einige unserer Spitex-Organisationen arbeiten mit Privaten zusammen, zum Beispiel wenn eine Patientin zusätzliche Betreuung wünscht, die die öffentliche Spitex nicht abdecken kann. Da ist die private Spitex eine gute Ergänzung.
Reck: Wir machen aber auch tipptoppe Pflege. Es ist nicht so, dass wir nur Betreuung leisten. Zudem können wir Bezugspersonen-Pflege anbieten. Bei uns gehen immer die gleichen Mitarbeitenden zu den Menschen nach Hause. Das kann die öffentliche Spitex meist nicht gewährleisten – was angesichts der Einsatzmenge, die sie abwickeln muss, verständlich ist.

Wo liegt denn die Leistung der öffentlich-gemeinnützigen Spitex, Herr Reck?
Reck: Ich schätze die Arbeit der Kolleginnen und Kollegen von der öffentlichen Spitex. Es ist eine ziemlich grosse organisatorische Herausforderung, Tag für Tag eine so grosse Menge von Kunden mit gutem Personalmix und guter Arbeit zufriedenzustellen. Das anerkenne ich.

Werden die Qualitäten der Spitex-Anbieter heute optimal ausgespielt, oder braucht es Veränderungen, zum Beispiel mehr Wettbewerb?
Pfister: Angesichts der demografischen Entwicklung, der zunehmenden chronischen Erkrankungen sowie des Pflegepersonalmangels müssen wir über neue Modelle nachdenken. Der Spitex Verband Schweiz fürchtet den Wettbewerb nicht, es gibt ihn heute bereits bei den rentablen Einsätzen. Doch im Gesundheitswesen haben wir einen regulierten Wettbewerb. Gemeinden und Kantone müssen die Versorgung sicherstellen. Sie kaufen bei uns die Dienstleistungen ein, die es dafür braucht. Und zwar so, dass es bezahlbar bleibt.

Das gewährleisten die Non-Profit-Spitex-Organisationen?
Pfister: Bei der Versorgungspflicht sind wir Profis. Seit vielen Jahren erfüllen wir die Leistungsaufträge der Gemeinden. Wir haben eine Logistik wie die Post und sind in der Lage, alle Klientinnen und Klienten in der ganzen Schweiz zu versorgen. Dieses bewährte System sollte nicht von heute auf morgen über den Haufen geworfen werden.
Reck: Die Versorgungspflicht ist nicht das grösste Problem, das wir haben. Auch nicht die Frage, wer einen Leis-

«Bei uns entsteht der Eindruck, es gehe ums Rosinenpicken.»
Marianne Pfister

tungsauftrag hat und wer nicht. Die grösste Herausforderung ist es, dafür zu sorgen, dass die Finanzierung der Spitex-Leistungen auch in zehn Jahren noch für alle sichergestellt ist.

In Ihrem neuen Buch skizzieren Sie ein Anreiz- und Steuersystem.

Reck: Genau. Das Anreizsystem orientiert sich an der Lösung des Kantons Bern für die Restfinanzierung der Pflege. Öffentliche und private Spitex werden gleich behandelt, der Anteil Versorgungspflicht wird mit einem bestimmten Betrag pro Einwohner entgolten. Also können wir auf die Leistungen fokussieren. Die Kantone könnten diese steuern, indem sie mit höheren Abgeltungen pro Stunde Anreize schaffen, dass Spitex-Organisationen in einen bestimmten zu fördernden Bereich investieren – zum Beispiel Demenz oder Palliativpflege.

Also doch eine Marktregulierung?

Reck: Der Anreiz reguliert zwar den Markt ein Stück weit, doch dieser behält Spielräume und Dynamik. Es wird so nicht zwischen privaten Anbietern und der öffentlich-gemeinnützigen Spitex unterschieden. Unser aller Ziel ist es doch, die Kunden zu Hause gut zu pflegen und zu betreuen. Diese sollten dabei Wahlfreiheit haben.

Pfister: Es entspricht sicher zunehmend dem Bedürfnis der Patientinnen und Patienten, aus dem Angebot frei wählen zu können. Daher braucht es dringend ein Anreizsystem für mehr Koordination und Zusammenarbeit unter den Anbietern. Nicht nur zwischen den Spitex-Anbietern, sondern über die ganze Versorgungskette, inklusive Hausärzte, Spitäler, Rehakliniken, Heime. Die Patientinnen und Patienten benötigen Unterstützung bei ihren Entscheiden. Sie sind keine Marionetten, an denen von allen Seiten jemand zieht.

Reck: Da bin ich mit Ihnen einig. Regionale Altersanlaufstellen werden immer wichtiger. In den Versorgungsnetzwerken sollten aber alle Leistungserbringer eingebunden sein, auch die privaten. Da erleben wir leider auf dem Markt Gegenteiliges. Kommerzielle Anbieter werden teils bewusst ausgeschlossen.

Pfister: Nehmen wir an, ein Krebs-Patient erhält zu Hause Grundpflege von der Non-Profit-Spitex und braucht zusätzliche spezielle Pflege, die er bei einem privaten Anbieter bezieht. Die Gefahr besteht, dass das überhaupt nicht koordiniert ist und zu Mengenausweitung führt. Mit Kostenfolgen für die Allgemeinheit.

Braucht es mehr Koordination, Herr Reck?

Reck: Die Koordination lässt sich organisieren, da gibt es bereits gute Beispiele. In der Palliativpflege sprechen sich öffentliche und private Spitex-Anbieter ab, wenn es in der End-of-Life-Phase darum geht, Kapazitäten bereitzustellen. Sie schauen gemeinsam, wie diesem Menschen ermöglicht werden kann, in Ruhe zu Hause von dieser Welt

«Den Bedarf abzudecken, sollte nicht dem Markt überlassen werden.»

Marianne Pfister

«Kommerzielle Anbieter werden teils bewusst ausgeschlossen.»

Markus Reck

zu gehen. Das ist doch unser Auftrag: für alte, kranke, verunfallte und behinderte Menschen da zu sein.

Pfister: Die Frage ist nur, wer welches Segment des Auftrags übernimmt. Lassen Sie mich die Spitex mit der Schule vergleichen. Wer sich dies wünscht und es sich leisten kann, schickt seine Kinder in eine Privatschule. Doch die öffentlichen Schulen stellen sicher, dass jedes Kind Zugang zu Bildung hat. Auch bei der Spitex müssen alle versorgt werden können, die das benötigen. Den Bedarf abzudecken, sollte nicht dem Markt überlassen werden.

Muss die Grundversorgung geschützt werden?

Reck: Das heutige System geht weit darüber hinaus. Viele Kantone subventionieren die hauswirtschaftlichen Leistungen der Spitex nach dem Giesskannenprinzip. Auch Multimillionäre können sich für 26 Franken pro Stunde die Wohnung sauber machen lassen, wenn sie krank sind. Ich bin nicht sicher, ob sich das die öffentliche Hand künftig weiterhin wird leisten können.

Pfister: Hauswirtschaft und Sozialbetreuung sind nicht übersubventioniert. Viele Gemeinden erkennen, wie nachhaltig diese Spitex-Leistungen sind. Und dass man sie nicht einfach an ein Putzinstitut delegieren kann, weil es sonst für die öffentliche Hand womöglich teuer wird. Zwischen Hauswirtschaft und Pflege findet ein Austausch statt, der präventiv wirkt und zum Beispiel mithilft, Stürze zu verhindern. So werden kostspielige Hospitalisierungen vermieden.

Reck: Das sehen wir genau gleich, aber wir können schlicht bei solchen Dumpingpreisen nicht mithalten, zumal wir für die hauswirtschaftlichen Leistungen bereits höhere Lohnkosten haben und zusätzlich noch Mehrwertsteuer entrichten müssen – was die öffentlich-gemeinnützige Spitex nicht muss. Das ist eine Marktverzerrung.

Pfister: Es gibt Menschen, die es sich in gesunden Zeiten und in Krankheitsphasen leisten können, hauswirtschaftliche Dienstleistungen einzukaufen und eine Putzfrau zu beschäftigen. Es gibt aber auch Menschen, die das nicht können. Deshalb ist es wichtig, dass der Bereich Hauswirtschaft subventioniert wird.

Herr Reck, die privaten Spitex-Anbieter verlangen gleich lange Spiesse. Hiesse das dann auch, die Arbeitsbedingungen für das Personal jenen der öffentlichen Spitex anzugleichen?

Reck: Nein. Korrekte Anstellungsbedingungen sind für mich eine Selbstverständlichkeit. Im Pflegemarkt mit seinen knappen Personalressourcen muss sich ein Arbeitgeber heute Mühe geben. Unser Betrieb ist beispielsweise dem gesamtschweizerischen GAV Personalverleih unterstellt und investiert sehr viel in die Weiterbildung. Die Mitarbeitenden schätzen es, gefördert und in ihren Kompetenzen gestärkt zu werden.

Viele private Spitex-Anbieter beschäftigen ihre Leute im Stundenlohn. Gewerkschaften kritisieren, dass es bei ihnen schwierig sei, ein gesichertes Einkommen zu erzielen.

Reck: Die private Spitex und die öffentliche Spitex haben zwei unterschiedliche Betriebskonzepte. Das ist der Grund, warum bei uns der Anteil Festangestellter mit hohen Pensen geringer ist. Wir müssen es nicht beide genau gleich machen, sondern uns mit unseren Konzepten ergänzen. Ziel ist, dass wir gemeinsam ein kundenorientertes Angebot schaffen und so die Versorgung für die nächsten Jahre sicherstellen.

Pfister: Wir müssen aufpassen, dass wir den Wettbewerb nicht auf dem Buckel des Personals austragen. Etwas zugespitzt gesagt: Wenn Hausfrauen bereit sind, neben ihren Aufgaben in der Familie wenige Stunden zu tieferem Stundenlohn für die private Spitex zu arbeiten, senkt dies die Kosten der Leistungen. Und in der Konkurrenzsituation entsteht dann Druck auf die Löhne.

Wieso sind die Personalkosten bei der Non-Profit-Spitex höher, Frau Pfister?

Pfister: Weil die Versorgungspflicht verlangt, dass wir im-

«Die Kunden sollten Wahlfreiheit haben.»

Markus Reck

Pfister: Es braucht sicher mehr Zusammenarbeit, da wo sie Sinn macht. Aber das allein genügt nicht. An der Basis braucht es eine Klärung, wer für welche Fälle zuständig sein soll und wie alles koordiniert wird. Da sind die Gemeinden am Zug. Auf nationaler Ebene gibt es viele Themen, wo wir gemeinsam unterwegs sind, so etwa bei der Nachbesserung der Pflegefinanzierung oder bei Tarifverhandlungen. Da ziehen wir am gleichen Strick.

Gespräch: Susanne Wenger

mer einen Pool von gut qualifiziertem Personal im richtigen Skill- und Grade-Mix vor Ort haben müssen. Damit jederzeit die richtigen Leute je nach Situation eingesetzt werden können und auch komplexe Pflegefälle adäquat versorgt werden. Zudem bieten wir mehr Ausbildungsplätze.

Reck: Die öffentliche Spitex hat einen grösseren finanziellen Spielraum, da sie auf der Basis von Budgetzusagen arbeiten kann – im Gegensatz zur vergangenheitsbezogenen Restfinanzierung. Und dank der an vielen Orten noch gewährten Defizitgarantie.

Pfister: Defizitgarantien gibt es nur noch an wenigen Orten. Es ist nicht so, dass uns Gemeinden oder Kantone am Schluss unbesehen die Differenz zahlen. In den Leistungsverträgen sind Vorgaben enthalten, die die Spitex-Organisation erfüllen muss: zur Versorgung, zum Personal und so weiter. Wer die Vorgaben nicht erfüllt, erhält kein Geld.

Der Kampf um Marktanteile in der ambulanten Pflege und Betreuung wird in der Öffentlichkeit teils mit harten Bandagen geführt. Wie gross sind die atmosphärischen Störungen?

Reck: Leider an vielen Orten noch zu gross, wobei Vorurteile auf beiden Seiten vorhanden sind. Wenn wir uns in der Öffentlichkeit zerfleischen, schaden wir unserer Branche, und die Spitex droht gegenüber anderen Segmenten im Gesundheitswesen zu verlieren. Wir sollten vermehrt Plattformen wie dieses Gespräch hier suchen, um konstruktiv über die grossen Herausforderungen der Zukunft zu diskutieren, gemeinsam.